

Michael Czolkoß

# Studien zur Geschichte der Geschichtswissenschaft

Die Universität Greifswald in der preußischen  
Hochschullandschaft (1830–1865)



Michael Czolkoß

**Studien zur Geschichte  
der Geschichtswissenschaft**



Michael Czolkoß

# **Studien zur Geschichte der Geschichtswissenschaft**

**Die Universität Greifswald in der preußischen  
Hochschullandschaft (1830–1865)**

Tectum Verlag

Michael Czolkoß

Studien zur Geschichte der Geschichtswissenschaft.  
Die Universität Greifswald in der preußischen  
Hochschullandschaft (1830–1865)

Umschlagabbildung: Universitätsarchiv Greifswald, Philosophische  
Fakultät I-22, Historiker, 1857-1875, Abbildung mit freundlicher  
Genehmigung des Universitätsarchivs Greifswald

© Tectum Verlag Marburg, 2015

ISBN 978-3-8288-6188-6

(Dieser Titel ist zugleich als gedrucktes Buch  
unter der ISBN 978-3-8288-3515-3 im Tectum Verlag erschienen.)

Besuchen Sie uns im Internet  
[www.tectum-verlag.de](http://www.tectum-verlag.de)  
[www.facebook.com/tectum.verlag](http://www.facebook.com/tectum.verlag)

**Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Angaben sind  
im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

# Inhalt

<i>Vorwort</i>	7
<b>1. Einleitung</b>	9
1.2 Konkretisierung des Untersuchungsgegenstandes und -zeitraumes	11
1.3 Forschungsstand	14
1.4 Personenübersicht	23
<b>2. Theorie und Methode</b>	27
<b>3. Kontextualisierung</b>	35
3.1 Geschichtsforschung in Greifswald 1765–1830	35
3.2 Die Stellung der Universität Greifswald im preußischen Universitäts- system	40
3.3 Das preußische Kultusministerium	51
3.4 Die Berufung von Professoren in Preußen: Rechtsnorm und Praxis	53
3.5 Exkurs: Das „System-Althoff“	60
<b>4. Die Entwicklung von Fach und Disziplin</b>	63
4.2 Die Entwicklung der Lehrstuhldenominationen	68
4.3 Vom Gelehrten zum Forscher – die Akademisierung	70
4.4 Verberuflichung	88
4.5 Professionalisierung	96
4.5.2 Publikationsgebiete	97
4.5.3 Lehrtätigkeit	99
4.6 Forschungspraxis	107
4.7 Forschungsimperativ vs. Ausbildungsfunktion?	113
4.7.2 Die Institutsgründung	128
4.8 Heteronomität oder Autonomie? Anmerkungen zum wissenschaft- lichen Feld	136
4.8.2 Der offizielle Hergang der Berufungsverfahren	139
4.8.3 Der inoffizielle Hergang der Berufungsverfahren	143
4.8.4 Der Fall Friedrich Wilhelm Barthold	153
4.8.5 Der Fall Max Duncker	158
4.8.6 Der Fall Arnold Schaefer	161

<b>5. Resümee</b>	165
<b>6. Anhang</b>	177
6.1 Reglement für das historische Seminar der Königlichen Universität zu Greifswald (1863)	177
6.2 Verzeichnis der Abkürzungen und Siglen	179
6.3 Verzeichnis der ungedruckten Quellen	180
6.4 Verzeichnis der gedruckten Quellen	183
6.5 Verzeichnis der zitierten Literatur	185
6.6 Personen- und Ortsregister	201

## Vorwort

Das vorliegende Buch basiert auf meiner Masterarbeit, die ich im Sommer 2013 an der Philosophischen Fakultät der Universität Greifswald – unter dem Titel *Zur Entwicklung von Professionalitätskriterien und Disziplin. Die Greifswalder Geschichtswissenschaft im Kontext der preußischen Hochschullandschaft (von den 1830er Jahren bis zur Institutsgründung 1863)* – eingereicht habe. Für die Drucklegung wurde das Manuskript umfassend überarbeitet.

Zahlreiche Personen haben durch ihre Hilfe zum Gelingen der Abschlussarbeit und damit auch zur Entstehung dieses Buches beigetragen. Mein erster Dank gilt dabei Dirk Alvermann (Universitätsarchiv Greifswald), der mich in vielen Gesprächen auf interessante Bücher und Quellen hingewiesen und auch inhaltlich sowie konzeptionell unzählige Verbesserungsvorschläge gemacht hat. Mein besonderer Dank gilt überdies Felix Brahm (Universität Bielefeld) für seine zahlreichen kritischen Anmerkungen und Anregungen hinsichtlich der Konzeption der Arbeit.

Amadeus Haux, Susanne Koppel, Benjamin Müsegades, Karl-Heinz Spieß und viele andere haben mir mit ihren Literatur- und Quellenhinweisen sowie kritischen Fragen geholfen. Für die konstruktive Kritik und die zahlreichen Anregungen möchte ich mich ferner bei den Teilnehmerinnen und Teilnehmern des Kolloquiums am Arbeitsbereich für Allgemeine Geschichte der Neuesten Zeit in Greifswald bedanken. Für die freundliche und kompetente Unterstützung bei der Beschaffung der Quellen gilt mein Dank den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern folgender Einrichtungen: Geheimes Staatsarchiv und Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz (Berlin), Universitäts- und Landesbibliothek Bonn, Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden, Heinrich-Heine-Institut Düsseldorf, Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg (Frankfurt/Main), Universitätsarchiv und Universitätsbibliothek Greifswald, Deutsches Literaturarchiv Marbach, Archivum Państwowe w Szczecinie. Der mühsamen Aufgabe des Korrekturlesens unterzogen sich dankenswerterweise Cassandra Decker, Christian Dellit und Benjamin Fredrich.

Für die Auszeichnung der Arbeit mit dem dritten Platz des Kurt-von-Fritz-Preises 2013 bedanke ich mich bei der Friedrich-Ebert-Stiftung Mecklenburg-Vorpommern, namentlich bei den Mitgliedern der Jury.

Zu guter Letzt möchte ich die Gelegenheit nutzen und mich bei meinen Gutachtern, Thomas Stamm-Kuhlmann und Hedwig Richter, bedanken. Sie haben mich zur Bearbeitung des Themas ermutigt und mich auch nach meinem Studienabschluss tatkräftig unterstützt.

Oldenburg, Dezember 2014

Michael Czolkoß



# 1. Einleitung

„Solange einer sicher auf einer Professur sitzt, ist Wissenschaftlichkeit für ihn kein Problem; denn er selber besitzt die Macht, zu bestimmen, was Wissenschaft ist.“<sup>1</sup>

In der universitätsgeschichtlichen Forschung wird im Allgemeinen die Zeit zwischen 1800 und den 1860er Jahren als diejenige Periode angesehen, in der sich die moderne Forschungsuniversität – wie sie als Idealtypus bis heute besteht – konstituierte. Als äußerst wichtig für diesen Übergangsprozess gilt dabei die Etablierung eines neuen Auswahlverfahrens bei der Besetzung von Professuren, das soziale Faktoren zurückgedrängt und demgegenüber wissenschaftliche Kriterien in den Vordergrund gerückt habe.<sup>2</sup>

Spätestens seit dem *Cultural Turn* ist es jedoch relativ banal, die Behauptung aufzustellen, dass man das, was Wissenschaftlichkeit „an sich“ ausmacht, kaum objektiv definieren kann. Die Vorstellungen darüber, was Wissenschaftlichkeit auszeichnet, variieren nicht nur in Raum und Zeit, sondern sind im Regelfall wohl auch von Individuum zu Individuum sehr verschieden.<sup>3</sup> Damit ist nicht nur ein Problem angesprochen, welches die Universitäts-, Wissenschafts- oder Wissensgeschichte berührt, sondern diese Frage ist auch heute von ungebrochener Aktualität. Gerade im Zuge der wachsenden Bedeutung bibliometrischer Rankingverfahren in der deutschen Hochschullandschaft hörte man von Vertreter\*innen gerade der Sozial- und Geisteswissenschaften in den vergangenen Jahren immer wieder zum Teil heftige Kritik an den Versuchen von Politik und Wirtschaft, den Wettbewerbsdruck eben durch jene Rankings an deutschen Universitäten zu erhöhen. Den Kern der Kritik bildet dabei meist das Argument, dass die Ergebnisse geisteswissenschaftlichen Arbeitens aufgrund der vorzugsweise qualitativ-hermeneutischen Arbeitsweise kaum vergleichbar seien.<sup>4</sup>

---

1 RADKAU (2005), *Max Weber*, S. 312.

2 Das verbirgt sich hinter der „Berufungswandel“-These, die insbesondere auf Peter Moraw und Marita Baumgarten zurückgeht.

3 BOEHM (1996), *Wissenschaft*, S. 550-553 und – in Bezug auf die Entwicklung in der Geschichtswissenschaft in den letzten Jahrzehnten – DANIEL (2006), *Kompendium Kulturgeschichte*, S. 456-466.

4 Zu dieser Debatte vgl. bspw. die zahlreichen Beiträge des Forums „Qualitätsmessung, Evaluation, Forschungsrating. Risiken und Chancen für die Geschichtswissenschaften?“, in: [www.hsozkult.geschichte.hu-berlin.de](http://www.hsozkult.geschichte.hu-berlin.de) (→ „Forum“; letzter Zugriff: 05.12.2012). Vgl. auch HERBERT (2009), *Qualitätsmessung*. Als exemplarisch kann hier vielleicht die Ansicht des Bremer Historikers Tassilo Schmitt angesehen werden: „[W]issenschaftliche Tätigkeit [ist] insbesondere in den geisteswissenschaftlichen Fächern vielfach individuell. Ihre Bezugsfelder sind zugleich meist hochkomplex, so dass sie mit wenigen Indikatoren nicht adäquat erfasst werden können. Das gilt [...] auch für die [...] Bewertung nach Publikationen pro Wissenschaftler. Denn wer wollte bestreiten, dass es hier gänzlich unterschiedliche Formate gibt, die von kurzen Anzeigen über verdichtete Analysen bis zu notwendig

Einen konsensfähigen Standpunkt gibt es in dieser Debatte sicherlich nicht. Dies gilt natürlich für die Wissenschaften im Allgemeinen, aber auch für die Geschichtswissenschaft im Besonderen. Dennoch meine ich hier die Behauptung wagen zu können, dass die Mehrheit der heutigen Historikerinnen und Historiker die Überzeugung teilt, wonach es ungemein schwierig ist, eine geschichtswissenschaftliche Arbeit nach einigermaßen objektiven Kriterien als „besser“ oder eben „weniger gut“ zu bewerten und folglich die verschiedenen Forschungsergebnisse direkt miteinander zu vergleichen.<sup>5</sup> Insbesondere aus forschungspraktischer Sicht halte ich die Meinung des Mediävisten Martin Kintzinger dabei für anschlussfähig. Kintzinger betont, dass mit der Beurteilung von Forschungsergebnissen immer auch persönliche Vorannahmen und Einschätzungen von Methoden und Forschungsansätzen verbunden seien und gelangt zu folgender Konklusion:

„Es gibt in der Arbeit von Professorinnen und Professoren nichts, was man nicht, auch vergleichend, beurteilen könnte und sollte – und dennoch wird es niemals neutrale Objektivität geben können.“<sup>6</sup>

Vor dem Hintergrund dieser aktuellen, aber eigentlich auch zeitlosen Debatte, soll in der vorliegenden Arbeit ein auf den ersten Blick recht eng umrissener Untersuchungsgegenstand – die Geschichtswissenschaft an der Universität Greifswald zwischen etwa 1830 und 1865 – dazu dienen, die Phase der Etablierung der Forschungsuniversität genauer nachzuvollziehen. Dass dabei den Berufungsverfahren eine zentrale Bedeutung zukommt, erklärt sich fast von selbst, denn anlässlich dieser Verfahren waren verschiedene Akteure gezwungen, Argumente für ihre Wunschkandidaten ins Feld zu führen. Im Umfeld von Berufungsverfahren kann man also rekonstruieren, welchen Stellenwert wissenschaftliche Kriterien ausmachten und – vor allem – was konkret sich hinter solchen wissenschaftlichen Kriterien verbarg.

Der folgenden Untersuchung liegt die Annahme zugrunde, dass die Auseinandersetzung mit den Entstehungsbedingungen des eigenen Fachs von

---

umfangreichen Monographien reichen? Überdies ist mit solchen Rubrizierungen für ein Urteil über Qualität noch nicht viel gewonnen. Mit jeder Art von Kennziffern ist dem nur sehr äußerlich beizukommen. [...] Man sollte hier aber noch viel grundsätzlicher fragen: Ist der Begriff „Leistung“ überhaupt adäquat, wenn man sich mit dem Ertrag geisteswissenschaftlicher Forschung befasst? Wir wissen in der Regel, ob etwas originell, weiterführend, erhellend ist, ob es solide, perspektivenreich, anschlussfähig ist usw. Aber ist es deswegen eine (messbare) „Leistung“? Gehört es nicht zu den Aufgaben der Geisteswissenschaft, einen Sinn menschlicher Tätigkeit auch jenseits solcher Kategorien plausibel machen zu können, die für Maschinen entwickelt wurden?“ SCHMITT (2010), *Elite(n) und Geisteswissenschaften* (Sammelrezension).

<sup>5</sup> Die mittlerweile legendären Kommentare in den Anmerkungen von Hans-Ulrich WEHLERS *Deutscher Gesellschaftsgeschichte* weisen da sicherlich in eine andere Richtung.

<sup>6</sup> KINTZINGER (2012), *Zusammenfassung*, S. 526.

zentraler Bedeutung für die Reflexion über die theoretischen Grundlagen desselben ist und dass man aus einer solchen Auseinandersetzung auch neue Erkenntnismöglichkeiten ableiten kann.<sup>7</sup> Schlussendlich sei noch angemerkt, dass es im Folgenden nicht darum gehen soll, aufzuzeigen, dass die Vorstellungen von Wissenschaftlichkeit im Untersuchungszeitraum ein soziales Konstrukt darstellen oder dass das, was Wissenschaftlichkeit ausmacht, einem historischen Wandlungsprozess unterliegt. Vielmehr soll der Versuch unternommen werden, die konkreten zeitgenössischen Vorstellungen von Wissenschaftlichkeit zu rekonstruieren.<sup>8</sup>

## 1.2 Konkretisierung des Untersuchungsgegenstandes und -zeitraumes

Im Kern soll es in der Untersuchung darum gehen, anhand der Berufungsverfahren sowie des Werdegangs der Greifswalder Geschichtswissenschaftler nachzuvollziehen, wie sich innerhalb dieser Disziplin Professionalitätskriterien entwickelten. Was musste man also zu leisten im Stande sein, um für das Amt eines Geschichtswissenschaftlers in Frage zu kommen? Welchen Stellenwert hatte die Forschung im Verhältnis zur Lehre? Was erwarteten die verschiedenen Akteure von der Forschungs- und Lehrtätigkeit der Professoren? In welchem Maße und in welcher Form spielten Faktoren bei der Beurteilung der Professoren eine Rolle, die nicht mit der akademischen Tätigkeit in Verbindung stehen? Inwiefern spielten politische Motive bei der Auswahl und Beurteilung von Geschichtswissenschaftlern eine Rolle? Eng damit verbunden ist ferner die Frage, ob, und wenn ja, inwiefern sich die Geschichtswissenschaft im Untersuchungszeitraum von anderen Disziplinen abgrenzte und sich verselbstständigte. Dabei wird nicht nur die Entwicklung in Greifswald berücksichtigt, sondern es wird versucht, diese im größeren Kontext des preußischen bzw. deutschen Universitätssystems zu verorten.

Bis in das frühe 19. Jahrhundert war die akademische Praxis an der Universität Greifswald wie auch an den übrigen Universitäten des deutschsprachigen Raums idealtypischer Weise durch die reproduktive Weitergabe gesicherten, „alten“ Wissens an die Studenten gekennzeichnet. Professoren publizierten und lehrten nicht zu speziellen Forschungsthemen, sondern waren eher universal gebildete Gelehrte. Die Professoren insbesondere der drei höheren Fakultäten (Theologische, Juristische, Medizinische Fakultät) bekleideten zudem

---

<sup>7</sup> WILLET (2001), *Erlanger Professoren*, S. 16, S. 27.

<sup>8</sup> „Mittlerweile gibt es von der Taubheit bis zur Emotion, von den Quarks bis zu den Serienmorden kaum noch ein Thema, das nicht durch mindestens eine Studie als sozial konstruiert beschrieben wird. Was einmal als intellektuelle Befreiung von der normativen Kraft des Faktischen begonnen hat, nimmt inzwischen gelegentlich einen gebetsmühlenartigen Ton an und schlägt, selbst zu einem Faktum von höchst normierender Wirkung geworden, zurück.“ DANIEL (2006), *Kompendium Kulturgeschichte*, S. 377f.

meist außerakademische Ämter, um ihren Lebensunterhalt zu bestreiten. Die Professoren der unteren Philosophischen Fakultät vermittelten den Studenten vor deren Eintritt in die höheren Fakultäten propädeutisches Wissen; bei einer erfolgreichen Laufbahn konnte ihnen der Aufstieg in eine ranghöhere Fakultät gelingen. Die eigentliche Forschung, also die Generierung *neuen* Wissens fand oft außerhalb der Universitäten, bspw. an den Akademien, statt.<sup>9</sup>

Im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts ereignete sich dann ein tiefgreifender Wandlungs- und Reformprozess, in dessen Verlauf etwa die Hälfte aller bis dato existierenden Universitäten verschwand. Die in der Folgezeit entstehende „moderne Universität“ war nach Jürgen Osterhammel durch die Vereinigung folgender drei Dimensionen gekennzeichnet: Die Universität fungierte als (1) Ausbildungsanstalt, die Wissen bewahrt, ordnet und weitergibt. Sie war ein (2) Ort der Forschung und (3) „eine Instanz der Sozialisation, Charakterprägung und Selbstfindung für junge Leute jenseits des Schulzwangs“.<sup>10</sup> Die Universität entwickelte sich zu *dem* Ort, an dem die Wissenschaft institutionell verankert war. Dabei können in Analogie zu Osterhammel wiederum drei Aspekte ausgemacht werden, die „Wissenschaft“ auszeichnen: Zum einen der Aspekt der (1) Systematisierung des Wissens, die „Ordnung der Erkenntnisse“, die „Rechenschaftsablage über die Fort-Schritte und die diese bedingende Rezeption und Sammlung“, die „Koordinierung der Neuerkenntnis mit dem schon Bekannten“; ferner der (2) spekulative Aspekt, „Wissenschaft [als] der Trieb, Erkenntnis zu gewinnen, Neues zu erkennen“ und schlussendlich der (3) Aspekt der Vermittlung des Wissens, die Forschungsergebnisse vermittelnde Lehre.<sup>11</sup>

Die Zeit um 1830 stellt dahingehend eine Zäsur dar, dass die neue, „moderne“ Universität bis dahin eine hegemoniale Stellung erlangt hatte. Sie war nun, bis in das späte 19. Jahrhundert, nahezu exklusiv der Ort, an dem Wissenschaft betrieben wurde.<sup>12</sup> Damit einher ging – und das ist für unsere Fragestellung von noch größerer Bedeutung – eine Neubestimmung der Rolle des Professors. Der neuen Charakteristik der Universität entsprechend brauchte man keine Universalgelehrten mehr, sondern spezialisierte Forscher. Ferner geriet eine alte Praxis außer Gebrauch, nach welcher man auch ohne vorherige eigenständige Publikationen eine Professur erlangen konnte. Das 1817 neu gegründete Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten<sup>13</sup>

<sup>9</sup> WEHLER (2008/1987), *Deutsche Gesellschaftsgeschichte* 1, S. 292–294. – ASCHE/GERBER (2008), *Universitätsgeschichte*, S. 183.

<sup>10</sup> OSTERHAMMEL (2009), *Verwandlung der Welt*, S. 1132.

<sup>11</sup> BOEHM (1996/1978), *Wissenschaft*, S. 574.

<sup>12</sup> HÖFLECHNER (1999), *Differenzierung*, S. 317. Die wissenschaftlichen Akademien hatten zwar weiterhin Bestand, verloren jedoch sukzessive an Bedeutung. SPENKUCH (2010), *Wissenschaften und Hochschulen*, S. 148f.

<sup>13</sup> Im Folgenden nutze ich der Einfachheit halber den Begriff „Kultusministerium“. Dabei ist jedoch zu bedenken, dass der Begriff „Kultus“ in der ersten Hälfte des 19. Jh. ausschließ-

zog in Berufungsfragen die Entscheidungsbefugnis an sich und verlangte wissenschaftliche Arbeiten als Einstellungsvoraussetzung. Auch dieser Prozess ereignete sich im Vormärz.<sup>14</sup>

Man kann für die Zeit um 1830 ganz generell festhalten, dass sich die Universität nach ihrer Krisenzeit um 1800, in der viele ihre gänzliche Abschaffung gefordert hatten, als Institution stabilisiert hatte. Die Hochschulreformen, die noch zu thematisieren sein werden, hatten sich auch an den kleineren Universitäten langsam aber sicher durchgesetzt und die Zahl der Studenten war zwischen etwa 1810 und 1830 rasant angestiegen,<sup>15</sup> wobei ein Hochschulstudium weiterhin – trotz der relativen Offenheit des preußischen Bildungs- und Hochschulwesens<sup>16</sup> – einer kleinen Minderheit vorbehalten war. Bis etwa in die 1860er Jahre befanden sich die Universitäten dann in einer Phase der relativen Stagnation, zu Beginn dieser Phase waren die Studentenzahlen sogar wieder rückläufig. Dies lag unter anderem an der spärlichen finanziellen Ausstattung der Universitäten, den hohen Kosten, die mit einem Studium verbunden waren, der mangelnden Nachfrage von Seiten des sich entwickelnden Arbeitsmarktes und einer Politik, die bisweilen explizit danach strebte, den Anteil der Studenten niedrig zu halten. Nichtsdestotrotz erlebten innerhalb der Universitäten die philosophischen Fakultäten einen Aufschwung. Sie konnten ihren Studentenanteil insbesondere zu Lasten der theologischen Fakultäten erhöhen.<sup>17</sup> Das letzte Drittel des 19. Jahrhunderts ist dann wiederum durch eine bis dato beispiellose Expansion des preußisch-deutschen Universitätswesens gekennzeichnet, die sich in steigenden Etats und Studentenzahlen sowie in institutionellen Weiterentwicklungen ausdrückte.<sup>18</sup>

Am Greifswalder Beispiel spiegeln sich diese globalen Trends wider, wobei hier als Ausgangspunkt der Untersuchung in erster Linie der Amtsantritt des Geschichtsprofessors Friedrich Wilhelm Barthold angesehen wird (1831), der bis in die 1850er Jahre der einzige Geschichtsprofessor in Greifswald bleiben sollte. Anders als sein direkter Amtsvorgänger Peter Friedrich Kanngießer, der in der ADB bezeichnenderweise noch als „Historiker und Dichter“ angeführt

---

lich die geistlichen Angelegenheiten meinte. Vgl. HOLTZ (2010), *Preußens Kulturstaatlichkeit*, S. 61.

<sup>14</sup> TURNER (1971), *Professorial Research*, S. 138.

<sup>15</sup> Zwischen 1820 und 1830 hatte sich die Anzahl der an den wissenschaftlichen Hochschulen in Preußen Immatrikulierten auf etwas mehr als 6.000 in etwa verdoppelt. AB 2.1 (2010), S. 760 (Statistischer Anhang).

<sup>16</sup> MENGER (2005), *Nationalstaatsgründung*, S. 212f. – SPENKUCH (2010), *Wissenschaften und Hochschulen*, S. 148. – WEHLER (2008/1987), *Deutsche Gesellschaftsgeschichte 2*, S. 515f.

<sup>17</sup> SPENKUCH (2010), *Wissenschaften und Hochschulen*, u. a. S. 140–145 (das auf S. 140 beginnende Kapitel zur Periode 1817–1866 trägt den programmatischen Titel: „Forschungsuniversität, Finanzzwänge und Friktionen: Institutionelle und wissenschaftspolitische Grundlegungen“). – WEHLER (2008/1987), *Deutsche Gesellschaftsgeschichte 2*, S. 512–514.

<sup>18</sup> SPENKUCH (2010), *Wissenschaften und Hochschulen*, u. a. S. 164ff.

wird, erfüllte Barthold zwei wesentliche Kriterien des Forschers neuen Typs. Zum einen hatte er vor seiner Berufung bereits einschlägige geschichtswissenschaftliche Publikationen vorgelegt, zum anderen kann man ihn in Bezug auf seine Publikations- und Lehrtätigkeit durchaus schon als genuinen Historiker bezeichnen.<sup>19</sup> Die Untersuchung erstreckt sich von diesem Ausgangspunkt bis etwa in die Mitte der 1860er Jahre. Zu diesem Zeitpunkt war in Greifswald das Historische Seminar institutionalisiert und eine neue Fachstruktur mit zwei historischen Professuren etabliert.

Im Folgenden wird zunächst der Forschungsstand umrissen, um aufzuzeigen, dass nicht nur hinsichtlich der formulierten Fragen eine Forschungslücke besteht, sondern dass es auch sinnvoll ist, die Entwicklung an der Universität Greifswald zu betrachten. Am Ende des einleitenden Kapitels findet sich zur Orientierung eine Personenübersicht. Im zweiten Kapitel wird es darum gehen, möglichst explizit die zugrundeliegenden theoretischen Annahmen darzulegen, aus denen sich im Wesentlichen die Auswahl der Quellen und das methodische Vorgehen ableiten lässt. In Kapitel drei sollen einige Themen diskutiert werden, die auf den ersten Blick nicht in direkter Verbindung mit der Fragestellung stehen, deren Kenntnis aber unverzichtbar ist, wenn es um die Frage der Kontextualisierung und Repräsentativität der Untersuchungsergebnisse geht. Der Exkurs zum „System-Althoff“ wird deshalb eingebaut, da er auf eine der zentralen Thesen der Arbeit vorbereitet. Das Hauptkapitel zur Entwicklung von Fach und Disziplin ist bewusst nicht chronologisch angelegt. Vielmehr versuche ich darin, in enger methodischer Anlehnung an eine Studie von Sebastian Manhart,<sup>20</sup> mittels rekursiver Begrifflichkeiten (die es genau zu definieren gilt) einer Beantwortung der aufgeworfenen Fragestellungen näher zu kommen. Eine Zusammenfassung der Untersuchungsergebnisse sowie einen Ausblick bietet das abschließende Resümee.

### 1.3 Forschungsstand

Ganz allgemein lässt sich festhalten, dass die Zeit zwischen dem Vormärz und der Reichsgründung in universitäts- und wissenschaftsgeschichtlicher Hinsicht bisher etwas „stiefmütterlich“ behandelt worden ist.<sup>21</sup> Geht man einen

---

<sup>19</sup> Auch Wolfgang Weber führt Barthold in seiner vieldiskutierten Dissertation gewissermaßen als ersten „richtigen“ Historiker in Greifswald an. WEBER (1987), *Priester der Klio*, S. 552.

<sup>20</sup> MANHART (2011), *Felder des Wissens*.

<sup>21</sup> Für einen ersten Überblick vgl. ASCHE/GERBER (2008), *Universitätsgeschichte*. – Vgl. auch WILLET (2001), *Erlanger Professoren*, S. 17. – Das spiegelt sich zudem in einigen Überblickswerken der letzten Jahre wider, die zwar den Zeitraum 1815–1870 mit abdecken, aber allein vom quantitativen Umfang her die Zeit nach 1871 deutlich in den Vordergrund rücken. Vgl. RÜEGG (2004), *Universität in Europa* (hierin beziehe ich mich v. a. auf KLINGE [2004], *Universitätslehrer*) und besonders die Bde. der N. F. der ACTA BORUSSICA

Schritt weiter und betrachtet den Forschungsstand zur Entwicklung der Geschichte als wissenschaftlicher Disziplin, zeigt sich wiederum ein eklatantes Missverhältnis. Während es auf der einen Seite eine schier unendliche Flut an Studien zur Historiographiegeschichte gibt,<sup>22</sup> kann man zu Fragen der institutionellen Geschichte – also bspw. zu den Instituts- bzw. Seminargründungen, die im Fach Geschichte ab den 1830er Jahren schrittweise an allen deutschen Universitäten erfolgten<sup>23</sup> – nahezu kaum Arbeiten finden, die diese Thematik auf einer vergleichenden Ebene, also nicht „nur“ anhand eines konkreten Beispiels behandeln.<sup>24</sup> Umstritten ist dabei insbesondere die Frage nach der intendierten Funktion der Seminare: Kann ihre Gründung als Folge der Verwissenschaftlichung der Geschichtsschreibung gedeutet werden und sollten die Seminare die weitere Entwicklung der Fachwissenschaft fördern? Oder hatten sie eher einen praktischen Bezug zur Lehrerausbildung, sprich eine eher pädagogische Funktion?<sup>25</sup> Gleichsam häufig nur ansatzweise erforscht sind zahlreiche andere Fragen, die in direktem oder indirektem Zusammenhang mit der Entwicklung der Geschichtswissenschaft stehen. Aus Sicht der Professoren ist hier an folgende Fragen gedacht: *Wie* wurden *welche* Gegenstände in der Lehre behandelt? Wie sah die konkrete Forschungspraxis aus? Aus studentischer Perspektive<sup>26</sup> muss man festhalten, dass insbesondere über den konkreten Verlauf eines Studiums sehr wenig bekannt ist.

Diese Missverhältnisse im Forschungsstand sind wohl wesentlich auf die traditionelle Konzeption der Wissenschaftsgeschichte als „Errungenschaftsgeschichte“ zurückzuführen, die die Entwicklung der Wissenschaft als Fortschritt konzipiert, der von den Erfindungen und Werken „großer Männer“ besorgt wird. Obgleich eine derartige Konzeption wiederholt kritisiert wurde

---

zur Geschichte des Kultusministeriums: AB 1.1 (2009), AB 2.1 (2010), AB 2.2 (2010). – Dieser Befund gilt auch für den Greifswalder Fall. Vgl. dazu bspw. den Sammelband BUCHHOLZ (2004), *Universität Greifswald*.

<sup>22</sup> Da die Historiographiegeschichte hier nur am Rande thematisiert werden soll, begnüge ich mich mit einem Verweis auf die zahlreichen Arbeiten von Jörn Rüsen und seinen Schülern, exemplarisch sei hier verwiesen auf BLANKE (1991), *Historiographiegeschichte*. – Für die Zeit zwischen etwa 1800–1850 sei auf die Arbeiten Stefan Jordans verwiesen, bspw. JORDAN (1999), *Einleitung*.

<sup>23</sup> BROCKE (2001), *Forschungsuniversität*, S. 376.

<sup>24</sup> PALETSCHEK (2001), *Humboldt'sches Modell*, S. 90 (Anm. 30). Synthese-Versuche gibt es aber auch: PANDEL (2004), *Historische Seminare*. – MIDDEL/LINGELBACH/HADLER (2001), *Institutionalisierung*. – HUTTNER (2001), *Historische Gesellschaften*. – Eine vergleichende Studie liegt zur Entwicklung in den USA und Frankreich vor (der Fokus liegt hier auf dem letzten Drittel des 19. Jh.): LINGELBACH (2003), *Klio macht Karriere*.

<sup>25</sup> Vgl. dazu: HUTTNER (2001), *Historische Gesellschaften*. – PANDEL (2004), *Historische Seminare*. – PANDEL (1994), *Teegesellschaft*. – BROCKE (2001), *Forschungsuniversität*.

<sup>26</sup> Vgl. allgemein zum Forschungsstand der Geschichte des Studententums ASCHE/GERBER (2008), *Universitätsgeschichte*, S. 196–200.

und wird,<sup>27</sup> besitzt sie offenbar doch eine gewisse Standhaftigkeit. Als eine Zäsur in dieser Debatte kann man das Jahr 1962 ansehen, in dem der US-amerikanische Physiker Thomas S. Kuhn seinen berühmten Essay *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen* veröffentlichte.<sup>28</sup> Bereits 1959 kritisierte jedoch Josef Engel, dass „der sogenannte wissenschaftliche Fortschritt oft unversehens zum einzigen Maßstab, auch für die historische Betrachtung der Wissenschaftsentwicklung selbst“<sup>29</sup> gemacht werde. Engel rekurriert dann vor allem auf Friedrich Meineckes berühmte Arbeiten zur Geschichte des Historismus und kritisiert selbige als eine „Fußwanderung durch ein Hochgebirge [...] über die ragenden Gipfel der Geschichtsschreibung vom 17. bis zum 19. Jahrhundert“, welche zwar einen „Ausblick auf das im Sonnenglanz aufscheinende majestätische Schneemassiv der Rankeschen Geschichtswerke“ erlaube, dabei aber „die Steine, das Erdreich, den Boden, aus dem sich das Gebirge fügte“, vernachlässige.<sup>30</sup> Auch Pierre Bourdieu wandte sich in einer ähnlich metaphorischen Sprache gegen eine derartige Konzeption der Wissenschaftsgeschichte, die seiner Ansicht nach „den Fortpflanzungsvorgang der Wissenschaft als eine Art Parthenogenese“ beschreibe, aus der sich „die Wissenschaft selbst hervorbringt, ohne je vom Gesellschaftlichen berührt worden zu sein“.<sup>31</sup> Mit Blick auf den Forschungsstand ist es also durchaus legitim, Arbeiten zur Geschichte der Geschichtswissenschaft auch einmal unter weitestgehender Ausblendung der Historiographiegeschichte<sup>32</sup> zu schreiben. Die angedeutete Fokussierung auf die „großen Männer“ hat im Übrigen auch dazu geführt, dass in der Regel die größeren und vermeintlich wichtigeren Institutionen im Mittelpunkt des Forschungsinteresses standen.<sup>33</sup> Bezugnehmend auf die preußische oder auch deutsche Hochschullandschaft vom Vormärz bis zur Reichsgründung bedeutet dies, dass vor allem Mikrostudien zu den kleineren Universitäten fehlen, sodass syntheseartige Darstellungen fernab der Historiographiegeschichte weiterhin Mangelware sind.<sup>34</sup> Dieser Befund legitimiert die Fokussierung auf das Greifswalder Fallbeispiel. Abschließend soll noch etwas ausführlicher auf den Forschungsstand zu den Berufungsvorgängen eingegangen werden. Hierbei konstatiert man als Leser

---

<sup>27</sup> DANIEL (2006), *Kompendium Kulturgeschichte*, S. 363, S. 369. – WILLET (2001), *Erlanger Professoren*, S. 13f. – WEBER (1987), *Priester der Klio*, Vorwort zur 2. Aufl. (ohne Seitenzählung).

<sup>28</sup> DANIEL (2006), *Kompendium Kulturgeschichte*, S. 362–366.

<sup>29</sup> ENGEL (1959), *Geschichtswissenschaft*, S. 225.

<sup>30</sup> ENGEL (1959), *Geschichtswissenschaft*, S. 229.

<sup>31</sup> BOURDIEU (1998), *Gebrauch der Wissenschaft*, S. 17.

<sup>32</sup> Hier soll noch hervorgehoben werden, dass sich bspw. die historiographiegeschichtlichen Arbeiten von Blanke und Jordan (siehe Anm. 22 auf S. 15) von dieser alten Konzeption absetzen und auch weniger prominente Autoren in ihre Analysen mit einbeziehen.

<sup>33</sup> In Bezug auf die Universitätsgeschichte folgt daraus für das 18. Jh. eine Fokussierung auf Göttingen und in Bezug auf das 19. Jh. eine Fokussierung auf Berlin.

<sup>34</sup> WILLET (2001), *Erlanger Professoren*, S. 19.

der einschlägigen Werke einen radikalen Kontrast der Befunde. Auf der einen Seite stehen eine Reihe von Autoren, die im Anschluss an die Forschungen von Peter Moraw die sogenannte „Berufungswandel“-These herausgearbeitet haben, der ein sozialhistorisch-quantitativer analytischer Zugang zugrunde liegt. Zu nennen ist hier in erster Linie Marita Baumgarten, die sich bereits in mehreren Studien<sup>35</sup> mit der Professorenschaft des 19. Jahrhunderts beschäftigt hat und dabei stets ebenjenes „Berufungswandel“ konstatierte. Hinter dem Begriff „Berufungswandel“ verbirgt sich im Wesentlichen der Befund, dass sich an den Fakultäten der verschiedenen deutschen Universitäten im Verlauf des 19. Jahrhunderts<sup>36</sup> das Prinzip der Forschungs- gegen das der Familienuniversität<sup>37</sup> und damit einhergehend das Leistungs- gegen das Geburtsprinzip durchgesetzt habe. Der frühneuzeitliche Professor wird als Gelehrter bzw. Generalist charakterisiert, der – wie oben bereits angedeutet – ein weites Feld von Wissensgebieten in der auf Tradierung fixierten Lehre abdecken konnte und „gegenüber neuen Forschungsergebnissen nicht aufgeschlossen sein

---

<sup>35</sup> Zunächst ihre Magisterarbeit, die die Univ. Gießen in den Mittelpunkt rückte: BAUMGARTEN (1988), *Ludoviciana Gießen*. – Ferner ihre Dissertation, in der ein Großteil der philosophischen Fakultäten der deutschen Universitäten Berücksichtigung findet: BAUMGARTEN (1997), *Professoren und Universitäten*. – Für das Greifswalder Beispiel: BAUMGARTEN (2004), *Berufungswandel*. – Vgl. auch BAUMGARTEN (2001), *Universitätsprofile*.

<sup>36</sup> Die Phase des Berufungswandels weicht je nach Universität und Fakultät um einige Jahre oder gar Jahrzehnte voneinander ab, für das Gesamtgebiet des Deutschen Bundes bzw. Reichs könne man im Wesentlichen den Zeitraum von 1850 bis 1880 als Transformationsphase bestimmen. Als „Kernphase“ des Wandels benennt Baumgarten die 1860er Jahre. BAUMGARTEN (2004), *Berufungswandel*, S. 98.

<sup>37</sup> Die „Familienuniversität“ kann man als eine sich selbst verwaltende, autonome Korporation charakterisieren, deren Daseinszweck in der Weitergabe tradierten Wissens an die Landeskinder des jeweiligen Territoriums bestand. Die geringschätzigste Bezeichnung „Familiuniversität“ rührt daher, dass sich die Autonomie der Universitäten eben auch auf den Bereich der Professorenberufungen erstreckte, was zu teilweise nepotistischen Strukturen führte. Bei M. Baumgarten findet sich eine m. E. recht zutreffende Definition des Begriffs aus Sicht der heutigen Forschung: „Typisch für die Familienuniversität waren die Weitergabe des Lehrstuhls vom Vater an den Sohn oder andere Verwandte des Geschlechts sowie die Bevorzugung der Landeskinder und des eigenen [...] akademischen Nachwuchses bei der Besetzung der Lehrstühle. [...] Neben der direkten Lehrstuhlvererbung vom Vater an den Sohn gilt ebenso die Nachfolge von entfernten Verwandten. Zu berücksichtigen sind darüber hinaus jene Mitglieder eines Geschlechts, die zum Privatdozenten oder Extraordinarius aufstiegen, den Rang eines Ordinarius aber nicht erreichten und in außerakademische Berufe abwanderten. Von Bedeutung ist ferner die Verschwägerung mit weiteren Universitätsfamilien über die weibliche Linie des Geschlechts. Kennzeichnend für die Familienuniversität ist schließlich die Kumulation von Lehrstühlen, wie es dem Prototyp des umfassend gebildeten Gelehrten entsprach.“ BAUMGARTEN (1997), *Professoren und Universitäten*, S. 21. – Vgl. ferner zur „Familienuniversität“: FÜSSEL (2010), *Akademische Aufklärung*, u. a. S. 55. – SCHÖNRÖCK (2004), *Hochschullehrerlexikon*, S. 81. – MORAW (2001), *Gelehrte und Gelehrsamkeit*, S. 23f. – TURNER (1980), *Concept of Research*, S. 69f. – Zu Greifswald: ALVERMANN (2006), *Familienuniversität*, bes. S. 26–30.

musste“.<sup>38</sup> Diesem Gelehrtentypus entsprechend gab es auch „Gelehrtenprofessuren“, d. h. mehrere Fachgebiete waren in einer Professur vereint. Demgegenüber sei der Professor des 19. Jahrhunderts in erster Linie ein Forscher gewesen, dem Baumgarten im Wesentlichen diejenigen Eigenschaften zuschreibt, welche man auch heute noch idealiter mit dem Professorenamt verbindet:

„Begabung zur wissenschaftlichen Profession, Forscherdrang, Neugier, Kreativität, vor allem Qualität, die Fähigkeit zur Beherrschung und Entwicklung von Methoden, die ständige Auseinandersetzung mit dem aktuellen Forschungsstand im eigenen Fach und seine Fortführung durch eigene Publikationen“.<sup>39</sup>

Den Wandel im Hergang der Berufungsverfahren leitet Baumgarten dabei aus den äußeren Indikatoren der sozialen und geographischen Herkunft sowie des späteren wissenschaftlichen Werdegangs der Ordinarien ab, demnach habe man sich – im Wesentlichen zwischen 1850–1880 – von der Protektion der Landeskinder abgewandt und sei zu einer an „Leistungskriterien ausgerichteten Auslese der Professoren“ übergegangen.<sup>40</sup> Dieser Befund Baumgartens wurde in der Forschung häufig übernommen bzw. bestätigt:

„An die Stelle von regional begründeten Normen und Werten trat die wissenschaftliche Leistung als neues und ausschließliches Kriterium für Berufungskandidaten.“<sup>41</sup>

„Erst im Laufe des frühen 19. Jahrhunderts erfolgten Berufungen nach wissenschaftlichen Kriterien, was dann die Regel wurde. Der Gelehrte der alten Familienuniversität wurde von dem hochspezialisierten, in seinem – mitunter recht kleinen – Fachgebiet intensiv forschenden modernen Wissenschaftler abgelöst.“<sup>42</sup>

„Zusammenfassend lässt sich zum Wandel in den universitären Berufungsverfahren feststellen, dass wissenschaftliche Maßstäbe seit etwa 1820 verstärkt, seit 1840 überwiegend und seit 1860 ausschließlich angelegt werden.“<sup>43</sup>

Als ausschlaggebend für die Durchsetzung des wissenschaftlichen Berufungskriteriums wird dabei das Kultusministerium und dessen Entscheidungsrecht in Berufungsfragen angesehen.<sup>44</sup> In der Tat nahm das Ministerium in der Phase des Berufungswandels meist wenig Rücksicht auf die Wünsche der Fakultäten und oktroyierte ihnen viele Professoren.<sup>45</sup>

---

<sup>38</sup> BAUMGARTEN (2004), *Berufungswandel*, S. 89.

<sup>39</sup> BAUMGARTEN (2004), *Berufungswandel*, S. 90.

<sup>40</sup> BAUMGARTEN (1997), *Professoren und Universitäten*, S. 166, S. 269 (hier das Zitat).

<sup>41</sup> ROMMEL (2004), *Klassische Philologie*, S. 118.

<sup>42</sup> BIEWER (2006), *Universität Greifswald*, S. 59.

<sup>43</sup> BUCHHOLZ (2004), *Universität Greifswald*, S. 422.

<sup>44</sup> Dieser Tenor findet sich auch bei KLINGE (2004), *Universitätslehrer*, S. 122.

<sup>45</sup> STAMM-KUHLMANN (2006), *Philosophische Fakultät*, S. 381.

Vereinfacht könnte man also sagen, dass die Vertreter der Berufungswandel-These den Standpunkt vertreten, dass in der Mitte des 19. Jahrhunderts eine progressive Ministerialbürokratie einen traditionellen Kernbestandteil der akademischen Autonomie, i. e. das Berufsrecht, an sich riss und – dabei einem neuhumanistischen Bildungsideal frönd – in der Folge die Lehrstühle ausschließlich nach „wissenschaftlichen“ Kriterien besetzte.

Einen völlig entgegengesetzten Eindruck gewinnt man bei der Lektüre von Wolfgang Webers vieldiskutierter Dissertation *Priester der Klio* aus den 1980er Jahren. Weber befasst sich darin mit der Frage, wie es den drei „Gründervätern“ der historistischen Geschichtswissenschaft – Leopold von Ranke (1775–1886), Johann Gustav Droysen (1808–1884) und Theodor Mommsen (1817–1903) – gelingen konnte, nahezu alle Lehrstühle in Deutschland mit ihren Schülern bzw. Enkelschülern in erster, zweiter etc. Generation zu besetzen. Dabei versucht Weber seine These zu belegen, dass dieser Durchsetzungsprozess *nicht* aufgrund einer wie auch immer definierten objektiven wissenschaftlichen Qualität, sondern aufgrund sozialer Faktoren erfolgreich gewesen sei:<sup>46</sup>

„[D]ie Begründer und frühen Anhänger der historistischen Konzeption haben es verstanden, die wichtigsten Machtpositionen der Disziplin zu erringen, Kommunikation und Publikationsmarkt zu monopolisieren, eine treue Gefolgschaft auf ihre Auffassung einzuschwören und von Generation zu Generation die entscheidenden Positionen für ihre eigenen Leute zu reservieren, während oder obwohl sich ihr Konzept hinsichtlich seines wissenschaftlichen Niveaus nicht grundsätzlich von anderen unterschied.“<sup>47</sup>

Ferner deutet Weber an, dass es sogar nicht ganz abwegig wäre, die These zu formulieren, wonach im Allgemeinen die Besetzung von Lehrstühlen „mit all ihren Dotationen und Annehmlichkeiten stärker von sozialen als von wissenschaftlichen Interessen gesteuert“<sup>48</sup> werde:

„Diejenigen Personen, die sich im 19. Jahrhundert den Zugang zu den Ordinariaten sichern konnten, wären dann als Angehörige einer sozialen Elite zu definieren, die ihr faktisches Privileg, in diese herausragenden Positionen zu kommen, nur durch entsprechende Leistungen zu kaschieren sich bemühen. Es ginge dann also nicht mehr um die Inhalte, sondern praktisch nur noch um das Wissen als Verbrämung des Privilegs.“<sup>49</sup>

Ein ganz ähnlicher Tenor liegt im Übrigen Pierre Bourdieus Studie *Homo academicus* zugrunde, in der Bourdieu allerdings das französische Hochschulwe-

---

<sup>46</sup> WEBER (1987), *Priester der Klio*, u. a. S. 22, S. 27f.

<sup>47</sup> WEBER (1987), *Priester der Klio*, S. 28 (Hervorhebung M. C.).

<sup>48</sup> WEBER (1987), *Priester der Klio*, S. 355f.

<sup>49</sup> WEBER (1987), *Priester der Klio*, S. 501 (Anm. 2 – diese Anm. bezieht sich auf die zuvor von mir angeführte These Webers von S. 355f.).

sen nach dem Zweiten Weltkrieg beleuchtet.<sup>50</sup> Bourdieu spricht an anderer Stelle auch von der *illusio* des wissenschaftlichen Feldes, die im Kern besagt, dass das wissenschaftliche System gerade deshalb Bestand hat, weil die in ihm agierenden Akteure an die Illusion der „reinen“ Wissenschaft und die objektiv legitimierbare Auslese der Besten glauben und somit die Durchdringung des wissenschaftlichen Feldes von sozialen Dimensionen leugnen.<sup>51</sup>

Wolfgang Webers Thesen sind vielfach kritisiert worden. So wendet sich unter anderem Markus Huttner gegen Webers Auffassung, wonach es bei Berufungsentscheidungen ausschließlich um die „planmäßige Institutionalisierung von Wissenschaftskonzeptionen gegangen“<sup>52</sup> sei. Demgegenüber zeigt Huttner am Beispiel der Entwicklungen in Leipzig, dass die historistische Geschichtsauffassung in Sachsen nicht (bzw. nicht nur) aufgrund sozialer Rahmenbedingungen Einzug gehalten habe, sondern weil „fast alle am Zustandekommen der Berufungsentscheidung Beteiligten ganz selbstverständlich von der überlegenen wissenschaftlichen Qualität der neuen Konzeption ausgingen“.<sup>53</sup> Als Beleg für seine These führt Huttner den Fall einer Lehrstuhlneubesetzung in den 1860er Jahren an. Hier hatte sich der vorhistoristischen Traditionszusammenhängen entstammende Historiker Wilhelm Wachsmuth (1787–1866) dafür eingesetzt, dass sein Nachfolger aus dem „historistischen Lager“ kommen solle.<sup>54</sup> Huttner kann ferner überzeugend darlegen, dass bei Berufungen bisweilen der banale Faktor persönlicher Sympathie von entscheidender Bedeutung sein konnte.<sup>55</sup> Nicht zuletzt betont er auch die politische Dimension bei Berufungsentscheidungen. Zu diesem Zweck beleuchtet er ausführlich die Karriere des Leipziger Historikers Heinrich Wuttke (1818–1876). Wuttke war in den 1840er Jahren lange Zeit als Privatdozent tätig und wurde „trotz sehr gut bezeugter Lehrerfolge nicht nach einigen Jahren zum außerordentlichen Professor befördert“ – wie es normalerweise üblich gewesen wäre. Dass dies vor allem mit seiner politischen Aktivität in liberalen Kreisen zusammenhing, legt Huttner überzeugend dar. Während des Märzumschwungs 1848 profitierte Wuttke dann von den politischen Umständen. Es trat eine Vakanz ein und so wurde er – und das war gleichsam nicht die Regel – direkt von seiner Privatdozentur auf eine ordentliche Professur befördert.<sup>56</sup>

In eine ähnliche Richtung wie Huttner weisen einige neue Arbeiten, die im Umfeld des an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften

---

<sup>50</sup> BOURDIEU (1992), *Homo academicus*.

<sup>51</sup> BOURDIEU (1998), *Gebrauch der Wissenschaft*, S. 26f. – Dazu auch PALETSCHEK (2012), *Berufung und Geschlecht*, S. 307 (mit Anm. 1).

<sup>52</sup> HUTTNER (2000), *Professorenberufung*, S. 237. Zu Huttners Kritik an Weber vgl. ebd., S. 175f., S. 199, S. 237f. – Vgl. auch WILLET (2001), *Erlanger Professoren*, S. 21, S. 28.

<sup>53</sup> HUTTNER (2000), *Professorenberufung*, S. 238.

<sup>54</sup> HUTTNER (2000), *Professorenberufung*, S. 211–213, S. 238.

<sup>55</sup> HUTTNER (2000), *Professorenberufung*, u. a. S. 199.

<sup>56</sup> Zum Fall Wuttke vgl. HUTTNER (2000), *Professorenberufung*, S. 192–204 (Zitat auf S. 193).